

Schultern, mein Hals und Gesicht. Meine Hände – die, die eine Waffe halten – sehe ich nicht.

Seltsame Dinge sind mit mir passiert in den vergangenen Wochen. Monaten. Abends. Wenn ich aus dem Büro nach Hause kam und noch allein war, ging ich in die Küche. Trank. Eine Karaffe Leitungswasser, aus dem Kühlschrank. Ich leerte sie, um sie danach gleich wieder zu befüllen. Zurückzustellen, neben Eier, Bier und Milch. Dann zur Toilette, eine Packung aufreißen und die Beschreibung lesen, als wüsste ich es nicht längst, wie das geht. Die Packung in den Müll schmeißen. Dann mit dem Arm hinterher – in den Müll –, die Packung richtig hinunterdrücken, unter die Taschentücher, Shampooflaschen. Sich dann auf die Toilette setzen. Den Herzschlag im Hals. Auf den Test pinkeln und über die Hand. Wie warm das immer ist. Wie rührend, dass der Körper das macht. Alles aufwärmt, was man in ihn hineingibt. Dann die Hand hochziehen. Warten. Während Urin vom Stäbchen auf meine Oberschenkel tropft und mein Blick an den Fersen des Kontrollstreifens haftet, wie er langsam durch das kleine Fenster läuft, feucht, rosa, aber das zweite Fenster immer weiß blieb. Und ich war erleichtert. Jedes Mal erleichtert und am Boden zerstört. Ich verstand es nicht. Verstand nicht mal, was ich hier machte. Was war das? Etwas, über das ich nicht redete, das mit mir ausgeführt wurde. Ein Modus, der mit mir ablief. Warum, weiß ich nicht. Auch Tage später, wenn ich zu bluten begann, wieder der Modus. Und mit ihm die innere Leere. Mein Blut schien mir zu bestätigen, was das Außen so häufig signalisierte: du nicht. Egal, ob sechs Tage früher oder später. Du bist unbewohnbar. Allein. Mit dir und in dir allein.

Nach Jahren, fast Jahrzehnten, sah ich es mir zum ersten Mal an, das Blut auf dem Toilettenpapier. Klumpig ist es, als wäre etwas darin. Fliege in Erdbeermarmelade. Sei doch dankbar, sagte ich zu mir. Du existierst nur um deiner selbst willen. Kannst machen, was du willst. Nachts Eis essen. Mit dem Suppenlöffel aus dem Eiskarton. Und die Zunge gegen das Fenster pressen. Kannst das Küchenfenster ablecken und dich auf einen Boden legen, den niemand ablecken sollte. Kannst bäuchlings durch das Treppenhaus robben und betrunken an die Wände schreiben. Kannst dein Leben wie eine Wiedergutmachung leben. Für damals. Immer wieder sonntags Periodenabfälle vom Huhn. Mit einem Perlmutterlöffel und Salz. Dazu Brötchen. Das macht man so. Nachts Eis essen. Das macht man nicht. Sich auf den Boden legen. Macht man nicht. Zunge ans Fenster. Macht. Man. Nicht.

Schwanger werden. *Asozial*, hatte sie gesagt. Meine Mutter. Damals, als Judith Kowalski schwanger war. In der zehnten Klasse. *Asozial*. Mit ihren Absätzen auf dem steinernen Küchenboden. Jeder ihrer Schritte hallte.

In der Schulzeit schwanger werden ist das Letzte. Hat sie gesagt. Das ganze Leben ist dann versaut. *Asozial* war in den Augen meiner Mutter vieles. Mit dem Bus zur Arbeit fahren und Satellitenschüsseln auf dem Balkon. Die Bettwäsche aus dem Fenster zur Straße hängen und auf Stühlen vor dem Hauseingang sitzen. Die *Hotvolee* ist nebenan eingezogen, sagte meine Mutter. Und die *Hotvolee*, das waren Ausländer. Nicht gut betucht. Putzfrauen. Gastarbeiter. Immer schlimmer wird das, hat meine Mutter gesagt. Wie die Kaninchen, hat meine Mutter gesagt. Wie kann man nur so viele Kinder haben. *Asozial*. Wenn sie im Park saßen. Familien, wenn sie da

tanzten und aßen, ist meine Mutter schneller gegangen. Das macht man doch nicht. Essen im Park. Grillen schien ihr etwas sehr Intimes zu sein. Nur unter Ausschluss der Öffentlichkeit legt man Fleisch auf Feuer. Hat man keinen eigenen Garten, macht man das nicht. Gar nicht. Man feiert nicht öffentlich. Lebt nicht öffentlich. Lebt hinter zugezogenen Gardinen. Draußen nicht. Unter anderen nicht. Mit anderen nicht. Im Stechschritt ist meine Mutter vorbeigegangen. Komm, hat sie gesagt und mich gezogen. Nimm dir kein Beispiel, hat meine Mutter gesagt. Immer dann, wenn sie sich geekelt hat. Und sie ekelte sich leicht. Zu leicht. *Asozial*.

Ich uriniere über meine Hand. Und sehe mich selbst, mein Passbild. Eingerahmt von personalausweisfarbenen Fliesen. Blassbeige, leicht ins Grünliche gehend. Seit fünf Monaten leben wir zusammen. Erk und ich. Seit fünf Monaten gehe ich in Drogerien, kaufe Schwangerschaftstests und Folsäure. Ich nehme sie jeden Morgen. Nach dem Zähneputzen. Gegessen habe ich heute noch nichts. Nicht gearbeitet, nichts erreicht. Aber Folsäure geschluckt.

Ich friere. Fünf Minuten, heißt es, müsse man auf das Ergebnis warten. Aber warten muss man eigentlich nur, um herauszufinden, ob wirklich alles in einem tot ist. Dass da Leben ist, das sieht man sofort. Der Urin tränkt das Vlies der kleinen, weißen Fenster. Sein Kondensstreifen ist rosa. In beiden Fenstern rosa. Ich weine.

Hinter der Toilettentür ist immer noch das Büro und niemand da. Ich bin alleine mit Rollen. Sie stehen. Ich stehe. Nur die Zeit nicht. Ich sehe hinüber zum Schreibtisch. Er ist, wie ich ihn verlassen habe, sechs Minuten früher.

Oder sechzehn Minuten früher? Ich friere. Ein Gefühl für Zeit habe ich nicht. Uhrzeit ist Gewalt. Jeder Moment wirft sich über mich wie eine Welle. In jede Annehmlich- und Unannehmlichkeit tauche ich ab. Länger als eine Stunde gehen sie nie Mittag essen. In diesen ganz kleinen Restaurants kommt das Essen in weniger als einer Viertelstunde. Nur ein winziges bisschen wird da gekocht, während der Gast auf Bänken und wackligen Stühlen sitzt. Man soll nicht verweilen. Man soll das Notwendige verrichten, das einen von der Arbeit abhält. Essen. Gegessen haben. In einem ganz kleinen Zeitfenster. Ich stehe. Friere. Aber meine Rechte ist noch immer warm.

Ein Kind wollte ich nie *jetzt*. Und nie gehabt haben. Es sollte etwas sein, das in der Zukunft liegt. Immer später. In der Zukunft, die mir als Kind an die Tafel gemalt wurde, die ich abgeschrieben hatte, auswendig gelernt. Familienleben. So wird es später. Irgendwann. Nicht jetzt.

Vor dem Fenster zum Hof steht ein Baum. Ich weiß nicht, was für ein Baum das ist. Ich kenne mich überhaupt nicht aus mit Bäumen. Ich verstehe Bäume nicht. Dafür bin ich zu sehr Mensch. Wurzeln sagen mir nichts. Gar nichts. Denn Menschen haben sie nicht gemacht. Sie waren einfach schon da. Menschen schlagen keine Wurzeln. Sie finden sie vor. Nachdem sie geboren werden, stolpern sie darüber. Fallen. Ich stehe.

Und hinter dem Baum ein grauer Container. Auf Rollen. Müll verstehe ich. Müll ist menschliche Natur. Meine Natur. Noch vor Minuten habe ich Müll produziert. Ich kann die Packung des Tests nicht wegschmeißen. Nicht hier. Jetzt. Ultrafrüh. Ich will nicht, dass Müll etwas über mein Inneres verrät, das ich selbst noch nicht verinnerlicht habe. Ich bin schwanger.

Als ich das letzte Mal an dem Schreibtisch saß, vor Minuten, da war ich noch nicht schwanger. Also ich war es schon, aber ich wusste es nicht, und alles, was mir nicht bewusst ist, bin ich nicht. Schwanger. Das ist mir passiert, wie der Mittag. Jeden Tag. Habe ich schon genug gearbeitet, um – überrollt. Jeden Tag werde ich überrollt. Von Strukturen. Uhrzeiten. Yelda.

Sie kommt als Erste rein. In diesem dicken Mantel. Die Mäntel der Männer sind dünner. Da seid ihr ja wieder, sage ich. Und bin ertappt. Denn ich stehe. Einfach so im Raum. Packung und Test hinter meinem Rücken. Ich tue etwas, das man nicht macht. Man steht nicht einfach so mitten im Raum, ohne etwas zu tun. Das machen Menschen nicht. Das ist nicht richtig, obwohl nichts daran falsch ist.

Yelda sagt, sie habe Suppe gegessen. Macht eine schmatzende Bewegung mit dem Mund und klappt ihr Notebook auf. Ihre Haare fallen ihr über die Schulter. Schräg guckt sie mich an, während sie ihren Stuhl so an sich heranzieht, dass sie sitzen kann. Ich stehe noch immer. Friere.

Ist alles in Ordnung mit dir?

Man spricht nicht mit Fremden. Auch nicht mit denen, die man jeden Tag sieht. Willst du eine rauchen?

In geöffneten Mänteln stehen wir draußen. Blicken auf die andere Straßenseite. Einen Altkleidercontainer. Yelda sagt, ihre Suppe sei so warm und scharf wie Schnupfen gewesen. Sie sagt das, damit es nicht still ist. Weil ich still bin. Ich muss etwas sagen, weiß aber nicht, ob. Und wie. Ihre Tochter. Wie geht es ihr? Yelda nimmt ihr Handy aus der Manteltasche und zeigt mir Fotos.

Ihre Tochter ist drei und Yelda jeden zweiten Tag al-